

2 Theorien und Ansätze zur Erklärung von inter-ethnischen, binationalen und transnationalen Ehen

Im Folgenden werden Theorien und Ansätze vorgestellt, die zur Erklärung von *intermarriage* und transnationalen Ehen von Migranten beitragen. Zunächst werden allgemeine Theorien der Partnerwahl beschrieben und deren Annahmen in Bezug auf die Partnerwahl von Migranten expliziert. Dazu zählen der familienökonomische Ansatz (Becker 1974a, 1974b, 1981, 1982), die Austauschtheorie (Blau 1964; Homans 1958, 1974; Thibaut/Kelley 1959) und die Strukturtheorie (Blau 1994; Blau et al. 1982, 1984; Rytina et al. 1988). Es folgt ein kurzer Abschnitt zur Sozialkapitaltheorie (u. a. Bourdieu 1983), da diese einen Beitrag insbesondere zur Erklärung transnationaler Ehen leisten kann. Das Kapitel endet mit dem theoretischen Rahmen der vorliegenden Arbeit. Hier werden verschiedene Elemente der relevanten Theorien und Ansätze in einen übergeordneten Zusammenhang gestellt. Abschließend wird erläutert, wie die Partnerwahl und daraus resultierende Heiratsmuster von Zuwanderern und deren Nachkommen mit dem Integrationsprozess in Zusammenhang stehen.

2.1 Allgemeine Theorien zur Partnerwahl

„Marriage can be defined as a socially recognized ‘contract’ to form a family.“ (Gündüz-Hoşgör/Smits 2002: 419). In fast allen Gesellschaften besitzt die Institution der Ehe einen wichtigen sozialen Stellenwert und wird in der Regel durch Ehe- und Familiengesetze, Mechanismen der sozialen Kontrolle und bzw. oder religiöse Vorschriften stark reguliert und geschützt (ebd.). Daran wird deutlich, dass die Wahl eines Ehepartners nicht aus einem Pool von Zufallsbekanntschaften getroffen wird und einem spontanen Verliebtsein folgt, sondern – und in vielen Gesellschaften vorrangig – eine rational und sorgfältig elaborierte Transaktion ist, in der wichtige ökonomische und soziale Überlegungen eine Rolle spielen und wesentlich mehr Personen als die Partner und ihnen nahestehende Verwandte involviert sind (ebd.).

In Bezug auf die Partnerwahl von Migranten wird zum Teil argumentiert, dass verschiedene Heiratsregime berücksichtigt werden sollten (Nauck 2001).

Der Regimetyp richtet sich dabei nach der institutionellen Ausgestaltung der Generationenbeziehungen, wobei im Wesentlichen zwischen affinal- und deszendenzverwandschaftlich unterschieden wird (Nauck 2001: 42ff). Ein affinalverwandschaftliches Regime zeichnet sich durch die freie Wahl des Ehepartners aus und ist in der Regel durch die Liebe zwischen den Ehepartnern legitimiert. Die primäre Solidarität gilt der Familie der Ehepartner, daher begünstigen Erbschaftsregelungen zunächst den hinterbliebenen Ehegatten. Das (patrilinear oder matrilinear) deszendenzverwandschaftliche Regime zeichnet sich vor allem durch die intergenerationale Solidarität in der Abstammungsgemeinschaft aus. Entsprechend nehmen die Eltern (und gegebenenfalls weitere Personen der Abstammungsverwandschaft) Einfluss auf die Partnerwahl. In der Erbschaftsfolge stehen die Kinder vor den hinterbliebenen Ehepartnern. Nach Nauck koexistieren z. B. in der Türkei beide Heiratsregime. Zwar entspricht die Standard-Erbschaftsregelung mit einer Begünstigung der Kinder dort dem deszendenzverwandschaftlichen Regime, aber vor allem in der überdurchschnittlich gebildeten urbanen Bevölkerung ist auch das affinalverwandschaftliche Heiratsregime mit dem Legitimationsprinzip der „romantischen Liebe“ stark vertreten (ebd.: 43). Das patrilinear deszendenzverwandschaftliche Regime dominiert dagegen in der ländlichen Bevölkerung und den unteren Bildungsschichten. Die deutsche Gesellschaft folgt bei der Partnerwahl mit großer Mehrheit dem affinalverwandschaftlichen Heiratsregime. Allerdings lässt sich konstatieren, dass auch in Deutschland die „freie“ (Ehe-)Partnerwahl auf keine lange Tradition verweisen kann. Noch im 19. Jahrhundert wurde die Partnerwahl oftmals durch die Herkunftsfamilie vorselektiert und es bestanden rechtliche Heiratsbeschränkungen (vgl. Möhle 2001). So war die ökonomische Unabhängigkeit Voraussetzung für eine Heiratsurlaubnis, es existierte ein Heiratsverbot zwischen Personen mit unterschiedlicher Statuszugehörigkeit und ein formales Widerspruchsrecht der Eltern gegen die Partnerwahl ihrer Kinder (vgl. Wirth 2000: 26f). Inzwischen kann bei der Mehrheit der deutschen Bevölkerung dagegen von einer eher geringen sozialen Kontrolle bei der Heiratsentscheidung ausgegangen werden.

Auch unter der Annahme, dass beide Heiratsregime für Zuwanderer in Deutschland eine Rolle spielen, weil sich beispielsweise das deszendenzverwandschaftliche Heiratsregime in weiten Teilen der türkischen Migrantenbevölkerung fortgesetzt hat (vgl. Kapitel 4), sollte dies bei der Betrachtung der Mechanismen der Partnerwahl zunächst von untergeordneter Bedeutung sein. Beide Regime differieren nämlich kaum in Bezug auf die als wichtig erachteten Faktoren bei der (Ehe-)Partnerwahl; diese sind mithin unabhängig davon, wer die Heiratsentscheidung letztlich trifft bzw. mitbestimmt. Eine Ausnahme stellt die „romantische Liebe“ dar, die im affinalverwandschaftlichen Heiratsregime (angeblich) eine Voraussetzung der ehelichen Gemeinschaft ist, sich im deszen-

denzverwandtschaftlichen Regime dagegen (hoffentlich) im Laufe der Ehe einstellt. Da im Folgenden Modelle der Partnerwahl, die stark psychologisch ausgerichtet sind und das Entstehen von zwischenmenschlicher Anziehung und romantischer Liebe zwischen zwei Menschen thematisieren, ausgeklammert werden (vgl. hierzu z. B. Mikula/Stroebe 1991) sollte dieser „Regimeunterschied“ bei den vorgestellten Theorien und Ansätzen zunächst einmal weniger relevant sein, abstrahiert man von den tatsächlichen Entscheidungsträgern.

2.1.1 *Der familienökonomische Ansatz*

Der Ansatz der Familienökonomie, der auf Gary S. Becker (1974a, 1974b, 1981, 1982) zurückgeht, gründet darauf, dass sich auch in der Familie rational handelnde Akteure befinden, die sich bemühen, die ihnen zur Verfügung stehenden knappen Mittel möglichst gewinnbringend einzusetzen (vgl. Hill/Kopp 2001: 20). Die Ehe (und generell die Familie) wird als eine Gemeinschaft verstanden, in der Güter durch die Zusammenlegung von Ressourcen kostengünstiger produziert werden können. Becker (1974a: 814) postuliert zwei Prinzipien, die den Kern seiner Theorie bilden: Erstens, die Partnerwahl folgt dem Prinzip der Nutzenmaximierung der heiratenden Individuen (bzw. deren Eltern, sofern Ehen durch die Herkunftsfamilien arrangiert werden). Zweitens, man muss, da die Akteure miteinander um Ressourcen konkurrieren, von der Existenz eines Heiratsmarktes ausgehen. Eine Eheschließung kommt dann zustande, wenn beide Partner erwarten, durch die Ehe besser gestellt zu werden, d. h. ihren individuellen Nutzen zu erhöhen (Becker 1982: 228). Ihr (erwarteter) Ehegewinn wird mit dem Nutzen ihres Daseins als Alleinlebender verglichen und hängt mit der „Kompatibilität“ oder „Komplementarität“ der Zeit, der Güter, und anderer – in der Haushaltsproduktion eingesetzter – Inputs beider Partner zusammen (ebd.: 227).

Der Nutzen einer Ehe resultiert nicht direkt aus Gütern und Dienstleistungen, die auf dem freien Markt erwirtschaftet werden, sondern durch die Güter (sogenannte *commodities*), die im Haushalt selbst produziert werden (ebd.: 228). Die Produktivität der Haushaltsgüter ist abhängig von marktrelevanten Gütern – vor allem dem erzielbaren Einkommen –, dem Humankapital und den Zeiteresourcen der einzelnen Haushaltsmitglieder. Eine Vielzahl von menschlichen Zielen und Aktivitäten wird unter die *commodities* subsumiert. So zählen dazu neben dem Wunsch nach eigenen Kindern, der für Becker einen zentralen Heiratsgrund darstellt, unter anderem Prestige, Erholung, Gesellschaft, Liebe sowie der Gesundheitszustand (Becker 1974a: 816). *Commodities* sind nicht verkäuflich oder auf andere Haushalte übertragbar, können jedoch unter Mitgliedern

desselben Haushalts transferiert werden. Die Produktion der *commodities* ist durch Zeitressourcen restringiert, da Zeit, die für die Haushaltsproduktion verwendet wird, nicht (mehr) für den Arbeitsmarkt zur Verfügung steht. Eine Ressourcenzusammenlegung der Ehepartner ist folglich sinnvoll, da sie eine arbeitsteilige Organisation von Erwerbs- und Hausarbeit ermöglicht und somit Spezialisierungschancen wie die Investition in spezifisches Humankapital eröffnet. Eine entscheidende Voraussetzung für die Verwirklichung solcher Spezialisierungsgewinne in einer Ehe ist allerdings, dass die relative Produktivität der Ehepartner in Bezug auf die Hausarbeit und die Erwerbsarbeit tatsächlich voneinander abweicht (vgl. Wirth 2000: 35). Selbst zunächst sehr geringe Unterschiede in der Produktivität werden im Zeitverlauf durch den Erwerb weiterer Fertigkeiten gesteigert (Ott 1998: 67). Maximiert wird die Haushaltsgüterproduktion nun noch durch die effiziente Kombination von bestimmten Eigenschaften der Akteure. Becker geht dabei von der Annahme aus, dass sich aus dem nutzenmaximierenden Verhalten der einzelnen Akteure, da die Partnerwahl an Marktmechanismen gebunden ist, ein relativ stabiles Gleichgewicht auf dem Heiratsmarkt ergibt (Becker 1982: 238f). So wird eine pareto-optimale Lösung für alle Eheverbindungen unterstellt. Da die im Gleichgewicht resultierenden Einkommenssummen also nicht durch andere Paarkonstellationen übertroffen werden können, muss nur ermittelt werden, welche Merkmale, Eigenschaften und Fähigkeiten der einzelnen Akteure gepoolt den optimalen Nutzen stiften (vgl. Wirth 2000: 38). Eine Zusammenlegung der Ressourcen von Personen, die sich in bestimmten Merkmalen unterscheiden, ist dann effektiv, wenn diese Merkmale substituierbar sind (Becker 1982: 241, 1974a: 826). Die Substituierbarkeit gilt laut Becker für Eigenschaften, die auf dem freien Markt transferiert werden können und so vorwiegend die Marktproduktivität des Haushaltes beeinflussen. Das bedeutendste Substitut stellt das erzielbare Einkommenspotential dar. Nicht-marktrelevante Güter, die für die häusliche Produktivität entscheidend sind, weisen fast ausschließlich komplementäre Eigenschaften auf (Becker 1974a: 830). Mit Komplementarität ist dabei gemeint, dass durch die Zusammenlegung der Ressourcen ein positiver Effekt für die Qualität der Beziehung entsteht. Wenn sich Partner bezüglich komplementärer Merkmale (z. B. der Attraktivität oder der Bildung) ähneln, wird laut Becker der positive Effekt noch verstärkt (Becker 1982: 246). Unter die komplementären Eigenschaften von Personen subsumiert Becker explizit die ethnische Herkunft, die Hautfarbe und die Rasse der Heiratskandidaten (ebd.: 227, 248).

Im Gegensatz zu den engen *rational choice* Theorien der klassischen Ökonomie geht der Ansatz der Familienökonomie nicht von einem perfekten Markt aus, auf dem vollständige Information besteht und keine Transaktionskosten anfallen.

„Participants in marriage markets are assumed to have limited information about the utility they can expect with potential mates, mainly because of limited information about the traits of these mates.“ (Becker 1981: 220)

So kommt auch strukturellen Faktoren bei der Ehepartnerwahl eine Bedeutung zu. Da die Suche nach einem optimalen Ehepartner durch Suchkosten und Unsicherheit über die (partnerwahlrelevante, aber mitunter schwer ermittelbare) Ressourcenausstattung des potentiellen Partners geprägt ist, unterliegen die individuellen Wahlmöglichkeiten gewissen Beschränkungen. Zwar reduziert die Ausdehnung der Suche und das nähere Kennenlernen potentieller Partner die Unsicherheit, gleichzeitig bedeutet dies aber einen temporären oder partiellen Verzicht der durch die Partnerwahl und Eheschließung angestrebten Güter. Je höher und sicherer die Wahrscheinlichkeit eines besseren Heiratsangebotes subjektiv eingeschätzt wird, desto eher wird die Suche fortgesetzt und umgekehrt. Eine strukturelle Restriktion kann z. B. durch ein ungleiches Geschlechterverhältnis der Bevölkerung im heiratsfähigen Alter gegeben sein. Ein solches Heiratsungleichgewicht lässt die Wahrscheinlichkeit eines besseren Angebots für das numerisch stärker vertretene Geschlecht sinken und dessen Kompromissbereitschaft ansteigen (Klein 1998: 127). Verantwortlich hierfür sind die relativen „Preise“ bestimmter partnerwahlrelevanter Güter, die sich in Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage auf dem Heiratsmarkt ergeben (vgl. Teckenberg 2000: 64). Trotz der Berücksichtigung der Mechanismen eines (imperfekten) Marktes stehen die strukturellen Gegebenheiten in der Familienökonomie eher im Hintergrund. Die Strukturiertheit der Beziehungen entlang bestimmbarer sozialer Dimensionen und die sich dadurch herausbildenden sozialen Strukturen werden in diesem Ansatz in erster Linie auf die jeweiligen Präferenzen der Akteure sowie die jeweiligen Bedingungen der Nutzenproduktion zurückgeführt (vgl. Hill/Kopp 2001: 23).

Der Ansatz von Becker erklärt zunächst einmal, warum Ehen überhaupt geschlossen werden: Die Produktion von Gütern ist in der Ehegemeinschaft kostengünstiger. Zudem lässt sich familienökonomisch begründen, weshalb es zwischen zwei Individuen und generell zwischen Angehörigen unterschiedlicher sozialer Gruppen nicht zu Paarbeziehungen kommt: Wenn nämlich die Vorteile des Ressourcenpoolings der Beteiligten, (a) alleine einen Haushalt zu führen und (b) die Vorteile eines alternativen Ressourcenpoolings mit anderen Partnern nicht überwiegen.

Beitrag der Familienökonomie zur Erklärung des Heiratsverhaltens von Migranten

Aus den Annahmen der Familienökonomie lässt sich für die Partnerwahl und die Entstehung bestimmter Ehetyphen von Migranten Folgendes ableiten: Da die Ethnie bei Becker als Komplement gilt und die Ähnlichkeit komplementärer Merkmale auf die Paarbildung verstärkend wirkt, sollten ethnisch homogene Ehen resultieren. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass die Ethnie nur einer unter vielen Faktoren ist, die in die Haushaltsproduktion einfließen. Dieser Faktor könnte in der gesamten Einkommensgleichung eher unbedeutend sein und ein Matching „gleichartiger Akteure“ vor allem in Bezug auf andere Merkmale oder Eigenschaften der Individuen, z. B. bezüglich der Bildung, des Alters, der Attraktivität oder der Intelligenz, stattfinden. Die Familienökonomie macht in Bezug auf die Gewichtung der die Heiratsentscheidung bestimmenden Faktoren keine Aussagen.

2.1.2 Die austauschtheoretische Perspektive

Ebenso wie der familienökonomische Ansatz geht die Austauschtheorie von subjektiv rational handelnden Akteuren aus, die ihre Bedürfnisse unter Kosten-Nutzen-Aspekten optimal zu befriedigen suchen (Blau 1964; Edwards 1969; Homans 1958, 1974; Thibaut/Kelley 1959, 1991). Die individuellen Präferenzen der Akteure folgen jedoch nicht Kriterien ökonomischer Effizienz, sondern sind auf den belohnenden Charakter der Interaktion selbst ausgerichtet (Homans 1974: 90). Als belohnend kann eine Interaktion oder soziale Beziehung in verschiedener Hinsicht empfunden werden: So kann dies ökonomische, soziale, kulturelle, physische als auch psychische Aspekte beinhalten.

„The basic assumption of the theory of social exchange is that persons establish social associations because they expect them to be rewarding and that they continue social interaction and expand it because they experience it to be rewarding.“ (Blau 1994: 154)

Bei der Partnerwahl spielt wie in den meisten freiwilligen sozialen Interaktionen die Ausgewogenheit des Gebens und Nehmens eine entscheidende Rolle. Da das Verhalten beider Akteure auf ihre individuelle Bedürfnisbefriedigung ausgerichtet ist, müssen beide Akteure zur Aufnahme einer Partnerschaft (und generell einer Interaktion) über Ressourcen verfügen, die vom jeweils anderen als belohnend bzw. äquivalent für die selbst angebotenen Ressourcen wahrgenommen werden (Edwards 1969, Wirth 2000: 43f). Die „Güter“, die dabei getauscht wer-

den, können materieller oder immaterieller Art sein; typische Belohnungen in sozialen Interaktionen sind unter anderem Liebe, Status, Information, Geld, soziale Anerkennung und Freundschaft. Eine Voraussetzung für das Zustandekommen einer Ehe ist, da es sich hier um eine spezielle Form der Austauschbeziehung handelt, dass sich der langfristige Austausch für Mann und Frau in Bezug auf ihre speziellen Bedürfnisse lohnt. Welche Ressourcen dabei als besonders bedürfnisbefriedigend erlebt werden, kann zwischen Akteuren und in Abhängigkeit der zur Verfügung stehenden Alternativen variieren. In einer sozialen Beziehung kann der Austausch demnach unterschiedliche, aber auch gleiche Bedürfnisse der beteiligten Akteure befriedigen. Die Wechselseitigkeit des Austausches erfordert lediglich eine Äquivalenz der Ressourcen aus Sicht der Tauschenden (vgl. Edwards 1969: 519). So kann sich bei Partnern mit unterschiedlichen Merkmalen die Vergleichbarkeit der getauschten Ressourcen auch durch ein „Mehr“ oder ein „Weniger“ unterschiedlicher Güter speisen. Ein typisches Beispiel hierfür stellt im Partnerschaftskontext der Austausch von materiellen und physischen Attributen dar (Franzen/Hartmann 2001: 204f). Im Hinblick auf eine ungleiche Ressourcenausstattung der Akteure postuliert die Theorie, dass Personen unvorteilhafte Eigenschaften in einem Bereich durch vorteilhaftere Eigenschaften in einem anderen Bereich kompensieren können. Die Hypothese eines kompensatorischen Austausches interethnischer Ehen geht auf frühe Arbeiten von Merton (1941) und Davis (1941) zurück. Beide argumentieren, dass der Austausch in Gesellschaften, in denen der Mann die Rolle des Ernährers innehat, vor allem in eine Richtung verläuft, nämlich zwischen den ökonomischen Ressourcen des Mannes einerseits und dem sozialen Prestige der Frau andererseits (vgl. Thode-Arora 1999: 111ff). Ein ehelicher Austausch kann aber ebenso zwischen dem höheren sozialen Status des Mitglieds der einen Gruppe und der höheren beruflichen Stellung bzw. der höheren Bildung eines anderen Gruppenmitglieds (beides zudem stark positive Korrelate zum Einkommen) stattfinden.

Neuere austauschtheoretische Ansätze gehen davon aus, dass die Partnersuche nicht durch eine Maximierungs- sondern durch eine Akzeptanzstrategie gekennzeichnet ist (Stroebe 1987: 48; Wirth 2000: 44). Damit werden potentielle Partner nicht mit einem Ideal des perfekten Partners verglichen, sondern müssen vornehmlich bestimmten Mindestanforderungen genügen. Die Partnerwahl wird demnach als ein sequentieller Entscheidungsprozess verstanden, bei welchem der (begrenzte) Partnerpool sukzessive auf einen akzeptablen Ehepartner eingegrenzt wird. Der Partnerpool ist vor allem durch die räumliche Nähe möglicher Kandidaten und durch die sozialen Verkehrskreise des Suchenden abgesteckt (Thibaut/Kelley 1991: 39). Strukturelle Faktoren fließen also partiell in das austauschtheoretische Modell ein, aber die eigentliche Partnerwahl wird hauptsächlich durch zwei Mechanismen gesteuert: die individuellen Präferenzen der Akteure und der

Wettbewerb untereinander (vgl. Wirth 2000: 44). Individuen werden bei der Partnerwahl durch ihre Eigeninteressen geleitet, wobei die Gegenseitigkeit des Austausches eine Äquivalenz der getauschten Ressourcen erfordert. Um einen Eindruck resultierender Paarverbindungen zu bekommen, muss man zunächst die individuellen Präferenzen der Akteure beleuchten und abschätzen, inwieweit diese in der Wirklichkeit umsetzbar sind.

Im Allgemeinen gelten kulturell hoch bewertete physische, psychologische und soziale Eigenschaften des Partners als wünschenswert (Stroebe 1987: 50). Die Ressourcen, die jeder Akteur auf dem Heiratsmarkt anbietet und nachfragt, werden einem individuellen Ranking unterzogen, wobei manche Ressourcen übereinstimmend sehr hoch bewertet werden (vgl. Edwards 1969: 519). Menschen sind in sozialen Kontexten eher an der Interaktion mit Personen interessiert, die in der Hierarchie höher bewertet werden als mit Personen, die ihnen vom Rang her unterliegen (vgl. Thibaut/Kelley 1959: 48; vgl. Wirth 2000: 45). Im Prozess der Partnerwahl konkurrieren alle Akteure demnach um die attraktivsten Partner (Willis/Frieze 1980: 147f). Da zugleich Personen abgelehnt werden, die (in welcher Hinsicht auch immer) weniger wünschenswerte Eigenschaften besitzen als der Akteur selbst, ergibt sich eine Ähnlichkeit der Eheleute in Bezug auf partnerwahlrelevante Kriterien (Laitner 1991: 1124). Eine wechselseitige Belohnung ist am ehesten mit einer starken Ressourcenähnlichkeit der Partner zu realisieren. Die Homogamie der Partner resultiert demnach nicht aus den individuellen Präferenzen, die sich stärker „nach oben“ orientieren, sondern aus den Mechanismen des Heiratsmarktes.

Beitrag der Austauschtheorie zur Erklärung des Heiratsverhaltens von Migranten

Austauschtheoretisch lassen sich folgende Annahmen ableiten: Gibt es zwischen ethnischen Gruppen ein soziales Gefälle, dann sollten jene Mitglieder der „benachteiligten“ Gruppe höhere Chancen haben in die Status-höhere Gruppe einzuheiraten, die ihren Partnern im Gegenzug ein hoch bewertetes Tauschäquivalent anbieten können. Bezogen auf transnationale Ehen könnte das Tauschangebot an einen potentiellen Partner aus einem Nicht-EU-Land die Möglichkeit der Immigration enthalten. Der Anreiz für den transnationalen Partner bestünde in einem gesicherten Aufenthaltsstatus in Deutschland und damit verbunden in (angenommenen) besseren Zukunftschancen. Ob eine transnationale Ehe zustande kommt, sollte sich dann danach richten, ob der transnationale Partner das Angebot von potentiellen Partnern der Aufnahmegesellschaft (Co-Migranten oder Autochthonen) überbieten kann. Kongruent mit den Vorstellungen Mertons

und Davis' und dem – noch immer in weiten Teilen der deutschen Gesellschaft vorherrschenden – Bild des Mannes als Ernährer der Familie, ist anzunehmen, dass interethnische Ehen häufiger für Migranten als für Migrantinnen zu beobachten sind. Migranten mit Ressourcenausstattungen, die ein hohes Erwerbseinkommen versprechen, werden als Partner für Frauen der Aufnahmegesellschaft interessant, während das umgekehrt für Migrantinnen – im Rahmen der „klassischen“ geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung – nicht gilt. Für türkische Migranten in Belgien wurde gezeigt, dass der veraltete Brauch des Brautpreises im Kontext der transnationalen Ehe bzw. der Heiratmigration wieder aufgenommen wurde (Timmerman 2008: 592). Der Brautpreis ist ein Geldgeschenk der Familien des Bräutigams an die Familie der Braut, um den „Verlust“ der Tochter (vor allem im Hinblick auf ihre Arbeitskraft und Reproduktionsfähigkeit) zu „kompensieren“ (vgl. Anderson 2007: 158). Eine Migrantenfamilie in einer westeuropäischen Gesellschaft, die ihre Tochter mit einem Partner aus dem Herkunftsland verheiratet, erhält somit im Austausch einen finanziellen Anreiz.

2.1.3 Die makrosoziologische Perspektive der Sozialstruktur

Der Ansatz von Peter M. Blau und seinen Kollegen (Blau 1994; Blau et al. 1982, 1984; Rytina et al. 1988) fokussiert bezüglich des Kreises der Wählbaren (*field of eligibles*) weniger die Erwünschtheit bestimmter Eigenschaften eines Partners, als vielmehr die Verfügbarkeit potentieller Partner. Blau betont, dass die vorgegebene positionale Struktur einer Gesellschaft die Wahlmöglichkeiten und Präferenzen des Individuums beschränkt und dominiert (1994: 28). Dieser strukturell bestimmende Einfluss ist auch für die Partnerwahl maßgeblich (ebd.: 21). Der makrosoziologische Ansatz baut auf Simmels Konzept der Sozialstruktur auf, welches annimmt, dass sich die sozialen Kreise in komplexen modernen Gesellschaften aufgrund mannigfaltiger Gruppenzugehörigkeiten ihrer Mitglieder zunehmend überkreuzen. In Übereinstimmung mit Simmel wird argumentiert, dass die Überlappung sozialer Unterschiede verstärkte Kontakte zwischen verschiedenen sozialen Gruppen nach sich zieht (Blau et al. 1984: 586). Die Sozialstruktur wird als ein mehrdimensionaler Raum sozialer Positionen, über die sich die Bevölkerung verteilt, konzeptualisiert.

„This conception takes multigroup affiliations into account, and it also implies that opportunities for ingroup and outgroup relations depend on conditions in the social structure, for proximity in social space, just as physical proximity, makes social relations more likely.“ (Blau 1994: 4)

Die multidimensionale Verortung des Individuums erfolgt über seine Besetzung sozial relevanter Positionen in verschiedenen Dimensionen. Als soziale Position wird jeder Unterschied zwischen Personen, der im zwischenmenschlichen Umgang zu einer sozialen Distinktion führt, aufgefasst. Die soziale Position bedingt, dass zur Ingroup, d. h. der Gruppe, deren Mitglied jemand ist, mehr soziale Beziehungen vorhanden sind als zu weiter entfernten Gruppen, zu denen keine Mitgliedschaft besteht (Blau 1994: 3). Die Stärke der Bindung zur eigenen Gruppe hängt davon ab, in welchem Maße Verbindungen zur Ingroup im Vergleich zu solchen zur Outgroup überwiegen. Die Verteilung von Personen über verschiedene Positionen begrenzt deren individuelle (Entscheidungs-)Möglichkeiten, beispielsweise betreffend die Wahl ihrer Freunde. Bestimmte strukturelle Gegebenheiten sind somit eine wesentliche Bedingung für das Zustandekommen von Paarbeziehungen zwischen Gruppen, insbesondere wenn eine Präferenz für Partner der eigenen sozialen Gruppe besteht (Blau 1994: 25). Blau gebraucht den Begriff „Strukturparameter“, worunter er den Grad der sozialen Differenzierung versteht. Dabei unterscheidet er nominale und graduelle Parameter. Nominale Parameter unterteilen Personen nach nominalen Positionen oder Gruppen. Als Gruppe gelten jeweils alle Personen, die über die gleiche Position verfügen. Anhand nominaler Positionen kann man etwa eine ethnische Gruppe oder die Gruppe der Frauen identifizieren. Bei dieser Form der Differenzierung spricht Blau von Heterogenität. Graduelle Parameter beschreiben dagegen soziale Disparitäten mit kontinuierlichen Ausprägungen (z. B. Bildung oder Einkommen). Hinsichtlich der Aufgliederung nach graduellen Parametern verwendet Blau den Begriff der sozialen Ungleichheit. Die wichtigsten strukturellen Eigenschaften sind die multivariaten Parameter, welche durch die Korrelation verschiedener Formen der Differenzierung angezeigt werden. In Anlehnung an Simmel wird auch von Überschneidung (*intersection*) der Strukturparameter gesprochen (Blau et al. 1984: 590). Sich weitgehend deckende soziale Abgrenzungen in verschiedenen Dimensionen konsolidieren Gruppengrenzen und soziale Distanzen, während nicht deckungsgleich verlaufende Abgrenzungen verschiedener Dimensionen soziale Differenzen zwischen Personen abbildern bzw. ausgleichen (Blau 1994: 25).

In Bezug auf Intergruppenbeziehungen formuliert Blau zwei Hauptaussagen: Zum einen geht er davon aus, dass die Wahrscheinlichkeit einer sozialen Beziehung von der Gelegenheit zum Kontakt abhängt (ebd.: 29). Folglich bleiben soziale Beziehungen zwischen Mitgliedern verschiedener Gruppen gänzlich aus, sofern keine Gelegenheiten des Zusammentreffens zwischen ihnen vorhanden sind: *Who does not meet, does not mate* (Verbrugge 1977). Oder mit den vielfach zitierten Worten Blaus: „You cannot marry an eskimo when no eskimo is around“. Je mehr Möglichkeiten indessen zum Kontakt zwischen Gruppen

Ehemuster von Migranten in Westdeutschland
Analysen zur sozialen Integration auf Basis des
Mikrozensus

Schroedter, J.H.

2013, XVII, 301 S. 48 Abb., 13 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-00626-6